Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Artikel: Geographische Grundlagen schweizerischer geschichtlicher Entwicklung

Autor: Walser, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750426

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GEOGRAPHISCHE GRUNDLAGEN SCHWEIZERISCHER GESCHICHTLICHER ENTWICKLUNG

Wer etwas geübt ist, die Schicksale der Völker in Vergangenheit wie Gegenwart nachdenkend zu betrachten und dabei über den hochgespannten Einzel- und Ausnahmeerscheinungen das Einfache und Allgemeine nicht zu übersehen, der ist gewiss in vielen seiner Überlegungen auf *einen* still mitwirkenden, überall und zu allen Zeiten gegenwärtigen Faktor gestoßen: den Faktor *Erdboden*. Ohne zwar einverstanden zu sein mit jenen oft extremen und verschwommenen Theorien, welche die Kulturphänomene schlechthin auf die Einflüsse der Umwelt, das Milieu, zurückführen zu können vorgeben, wissen wir doch alle, dass die Ausstattung der Erdoberfläche und insbesondere ihrer einzelnen Teile den kleinen und großen Angelegenheiten unseres Geschlechts zugrunde liegt, wissen wir, dass die ursprünglichen sozialen Gruppen, die Völker, in einem großen Sonderungs- und Ausleseprozess heraufgewachsen sind, in welchem die Eigenschaften des Bodens, je nach Veranlagung und Kulturempfänglichkeit, bald fördernd und beschützend, bald hemmend, ja vernichtend mitgewirkt haben, wissen wir, dass auch die kultiviertesten, der direkten Anpassung am meisten entwachsenen Nationen der Gegenwart mit ihrem ganzen Dasein an große Heimaten geknüpft sind, deren Gaben sie verwalten und deren Widerstände sie besiegen.

An den Tatsachen und Problemen, die sich aus einer parallelen Betrachtung der Formen der Erdoberfläche und der darauf sich abspielenden menschlichen Bewegungen ergeben, wird heute kein Geograph mehr vorbeisehen wollen. Mehr als einer wird sogar in den von *Friedrich Ratzel* aufs mannigfaltigste geförderten, sogenannten anthropogeographischen Problemen sein bevorzugtes Arbeitsfeld suchen.

So sei denn hier aus der großen Fülle eigentümlicher Wahlverwandtschaften zwischen Land und Volk diejenige Gruppe herausgenommen, die uns zu unserem eigenen Staate führen wird, die *Hochgebirge*. In den Hochgebirgen hat die anorganische Erde

ihr kühnstes, ihr heroisches Werk geleistet; doch für die Menschheit sind sie meist verlorene Außenposten oder stillere Zwischenregionen. Die Hochgebirge sind neben den Wüsten die wirksamsten *Schranken,* welche die Natur im Bereiche des Landes den Bewegungen ihrer lebendigen Geschöpfe, der Pflanzen und Tiere wie der Menschen entgegengetürmt hat. Mögen sie in tropischen Strichen bis hoch hinauf mit undurchdringlichem Regenwald, den Polen näher bis tief herab mit Firn und Gletscher bedeckt sein, immer sind die Marschrichtungen über sie hinweg verbarrikadiert, staut sich das anspruchsvollere Leben an ihrem Außenrand und bietet das Gebirgsinnere mit Tälern und Becken nur beschränkten und zerstückten Raum für höheres, für menschliches Dasein. Von zweierlei Art sind demgemäß die charakteristischen Wirkungen, welche die großen Gebirge im Wander- und Bildungsprozess der Völker eines Erdteils hervorbringen: einerseits *scheiden sie die großen gleichförmigeren Kulturgemeinschaften* voneinander, anderseits *bergen sie in ihrem Innern schützend kleinere Völker,* die in der Regel, meist als Hirten und Kleinackerbauer, gegenüber den Großvölkern des Flachlandes der Umgebung in der Kultur zurückgeblieben sind. Die hohen Gebirge sind gewaltige *Grenzsäume,* in welchen sich unabhängiges, ja einsiedlerisches politisches Leben auch dann zu erhalten vermag, wenn draußen an den Strömen und Küsten des Flachlandes die Vereinigung zum Großstaat, sei es nur vorübergehend und vorbereitend unter der Fuchtel des Eroberers, sei es dauernder durch den Fortschritt der Staatskunst mit der Allgemeinkultur Platz gegriffen hat.

So trennt der Himalaya nicht nur seit Jahrtausenden mongolische und indische Rassen, sondern auch, mit Tibet vereint, zwei der großräumigsten Volkskulturen, während sich im Innern der Schrankenzone die armen Völker und Staaten von Tibet, Nepal und Bhutan erhielten. So lehnt sich an den Hindukuh der einstige Raub- und jetzige Subsidien- und Pufferstaat Afghanistan. Und wenn auch der Kaukasus seine natürliche Funktion als Großmachtsgrenze an das armenische Hochland verlor, weil der russische Eroberer ihn auf den beiden flankierenden Meeren umgehen und umfassen konnte, so erweisen doch seine an die fünfzig verschiedenen Völker und Völkersplitter desto eindrucksvoller die schützende Wirkung der Gebirgsnatur. In Afrika hat die moderne

Kolonialexpansion bezeichnenderweise keine andern Gebiete bis heute noch verschont, als die beiden einzigen großräumigen Hochgebirgslandschaften, Abessinien, dessen Kernland die hohe durchschluchtete Dega ist, und Marokko, das sich an den hohen Atlas lehnt. Liegen drüben in Nordamerika die Dinge auf den ersten Blick wesentlich unstimmig, hat sich dort einförmige Kolonialkultur auch durch die höchsten Gebirge kein Halt gebieten lassen, so ist vielleicht dieser neu begonnene Abschnitt der Geschichte nur noch zu jung, um einen offenkundigen Beitrag zur Bestätigung der aufgestellten Regel zu liefern.

Mit den Cordilleren Nordamerikas haben unsere Alpen das gemein, dass beide schon vieles von ihrer Schrankennatur durch die Werke der Technik eingebüßt haben. Und doch, wie gewaltig der Unterschied der Bedeutung für die Menschen zwischen einem Felsengebirge mit seiner Eintagsgeschichte und einem Alpengebirge, wie außerordentlich überhaupt die Sonderstellung dieses *einen* Gebirgs gegenüber allen anderen der ganzen Erde! Wo gibt es ein zweitesmal Gebirgsstädte und Straßen, Pässe und Hospize, an die sich so unzählige kulturgeschichtliche Erinnerungen knüpften, wie in den Alpen; wo noch einmal eine solche Schranke, über die hinweg zwei höchstbegabte Völkergruppen in zweitausendjährigem Wettkampf um die Palme rängen; wo trennt und verbindet zugleich ein Gebirg zwei Welten von Menschheitsgedanken wie zwischen Italien und Mitteleuropa? Und wo gibt es, einigermaßen kritisch gesehen, eine zweite Schweiz?

Mit mächtigen, doch nicht plumpen Zügen hat hier die Faltungskraft in der Tertiärperiode der Erdgeschichte gearbeitet. Sie hat Länge und Breite des Riesenwalles immerhin auf die mäßigen Verhältnisse der Länder und Meere Westeuropas abgestimmt und den Gegensatz von Süd und Nord zwar auf einen Streifen zusammengezogen, jedoch dadurch nicht zu schroff werden lassen, dass sie den West-Ostzug beim Montblanc nach Süden umlenkte und das Rhoneland für seine merkwürdige Vermittlerrolle vorbereitete. Was an Höhe erst zu gigantisch angelegt sein mochte, ist in keinem zweiten Hochgebirge durch einen so kräftigen Durchtalungs- und Durchschartungsprozess gemäßigt worden. Derselbe Niederschlagsreichtum, der das Alpenhemmnis mit Gletschern, Felsgetrümmer und schwer durchdringlichen üppigen Wäldern verstärkte,

hat auch die seltsam zahlreichen und tiefen Tal- und besonders die vielbedeutsamen Passfurchen entstehen lassen, die in ihrer eigentümlichen Verteilung so viel zur Entwicklung des politischen Lebens des Gebirges beitrugen. Und erinnern wir uns weiterhin, wie fast alle diese Täler rings herum, von der Provence bis nach Österreich, in Ungarn wie in Oberitalien, hier als klimatisch begünstigte Striche, dort ausgestattet mit den zum Verkehr einladenden Randseen in reichbelebte Länder auslaufen, so sehen wir nochmals die Kulturfeindlichkeit gerade dieses *einen* Hochgebirges gemildert, verstehen wir, dass es gerade hier keine dauernde Höhenwildnis zu geben brauchte, die sich dem übrigen Erdteil als Ganzes entgegenstellte, wie etwa der Zug der hochasiatischen Gebirge, wo die selteneren Täler so oft zu Wüsten sich öffnen. Nur an *einer* Stelle des Alpenbogens hat der Gebirgsbau die Einbeziehung des Alpenlandes in die leichtere und raschere Kulturbewegung der peripherischen Länder nicht in demselben Maße begünstigt, wie anderswo: im Bereiche des Bodens der *Schweiz.* Hier, wo der Wall zwar am schmalsten, aber auch am höchsten ist, hier an der Umbiegungsstelle des Gesamtbogens senkt sich der Nordhang nicht direkt zu tiefem Boden, sondern zu einem noch recht hoch gelegenen und auswärts nochmals von einem Zug von Gebirge, dem Zuge des *Jura,* umgürteten muldenförmigen *Vorlande.* Hier, wenn irgendwo im Bereiche der Alpen, konnte sich die Eigenart alpiner Volksentwicklung mit der nahe verwandten einer zahlreicheren *Vorlandbevölkerung* verbinden und verbünden.

Doch blicken wir rückwärts zu einigen allgemeiner bekannten historischen Tatsachen, um in flüchtigen Zügen zu zeichnen, wie die Entstehung der Schweiz als ein besonderer Staat mit der Lage, Gestaltung und Ausstattung des Bodens verknüpft ist.

Zum römischen Staat des Altertums verhielten sich die Alpen ähnlich wie in neuerer Zeit etwa der Tienschan zum russischen oder der Himalaya zum britisch-indischen Reiche. Sie bildeten einen von übel beleumdeten, weil räuberischen Völklein ligurischen, rätischen und keltischen Stammes besetzten Saum auf der Grenze zwischen südlicher Kultur und nördlicher Unkultur. Lange hielten sie den verhängnisvollen Zusammenstoß zwischen der Kulturmacht des Mittelmeeres und der ungebrochenen Naturkraft der Nordvölker auf. Als Rom endlich, oft genug durch Einfälle gereizt,

deren Vorbereitungen der Alpenwall jedesmal fast vollkommen verschleierte, zum Schlage ausholte, um seine Grenzen bis jenseits der natürlichen Schranke vorzuschieben, da geschah es unmittelbar, dass sein großer Feldherr, Julius Caesar, in Sorge um seine Etappenstellung in Gallien, die staatliche Bedeutung des Bodens der heutigen Schweiz erkannte, indem er die abenteuerlustigen Helvetier nicht bloß schlug, sondern sie als Angegliederte des Reiches in ihr verlassenes Land zurückbefahl. Wie eine Stelle aus dem Bericht eines politisch-geographisch geschulten modernen Kolonialeroberers muten die lapidaren Worte Caesars vom Jura, vom Rhein, von der Rhone und vom Genfersee an, womit er die Grenzen des Helvetierlandes beschreibt, und etwas später wiederum die Lobsprüche, die er der tapferen Verteidigung des Lagers im Unterwallis spendet, das die Pässe von Italien nach der Westschweiz, besonders den Weg über den Mons Poeninus, den späteren Großen Sankt Bernhard, beherrschte.

Seither gab es eine *Civitas Helvetiorum*, ein Staatsland zwischen Alpen und Jura, seither war ein Keim politischer Entwicklung in das Hochland im Herzen des westlichen Europa gesenkt und zwar unter dem Namen eines zwar zunächst besiegten, aber vom Sieger selbst gelobten kriegsfreudigen und freiheitsstolzen Volkes, einem Namen, der zwar bald für Jahrhunderte verschollen bleiben, jedoch zu gegebener Zeit wieder hell erklingen und geradezu ein Symbol der Eigenart des Staates werden sollte.

Die Civitas Helvetiorum war ein Praeludium. Bis dass noch einmal, und alsdann für lange Zeiten entscheidend, der Mensch auf diesem Boden Schöpfer eines besonderen, eines Alpenstaates werden sollte, mussten sich vielverschlungene Umwälzungen in den Kultur- und Staatsdingen ringsherum vollziehen, die hier weder verfolgt noch auch nur einigermaßen angedeutet werden können.

Nur an *eines* sei erinnert: Der Staat des Mittelalters, der germanische wie der romanische (die Schweiz hat es ja von nun an mit beiden zugleich zu tun), waren im Vergleiche zum antiken Staat gewissermaßen eine gesunkene Größe. Mit den Einflüssen der in sich selbst ruhenden neuen christlichen Religion vereinigten sich die elementaren Rückwirkungen der zum Individualismus neigenden Psyche der neuen Nordvölker, um für lange Jahrhunderte

die Allgewalt des Staates zu brechen, bis einmal ganz andere als die von Rom vererbten politischen Ideen sich durchsetzen sollten. Krank war die antike Weltreichidee. In Teilstaaten zerfiel immer wieder das Imperium und um die Alpen gruppierten sich Italien, Burgund und Deutschland. Unaufhaltsam gingen von Anfang an die beiden erstgenannten dem weitern Zerfall entgegen. Aber auch Deutschlands herrliche Stellung als Erbe der römischen Kaiserkrone hinderte auf die Dauer nicht ein ähnliches Geschick. Der *Feudalismus,* dieses System der Kriegerentlöhnung mit Grundbesitz und -herrschaft, wurde das zweischneidige Schwert, dessen Schärfe sich nicht nur gegen das immer mehr entrechtete Volk, sondern ebensosehr auch gegen den königlichen Verleiher richtete. Weltliche Lehen aller Art, dazu die geistlichen Herrschaften, die erst jetzt aufblühenden Handelsstädte, endlich da und dort Reste freien Bauerntums wurden zu Zellverbänden einer neuen Art staatlichen Lebens. Im alten zerfallenden Reichsstaat erwuchs auf lokaler Grundlage der mittelalterliche *Territorialstaat,* und es gehört durchaus nicht in den Bereich der Zufälle, dass gerade im Mittelalter die Schweiz als Alpenstaat entsprang; denn hier kam der Atomisierung der politischen Verbände die zerteilende Tendenz des Hochgebirgsbodens entgegen. In der ausgehenden Hohenstaufenzeit waren diese Dinge so weit gediehen, dass es sich für die Verbände aller Art am hiesigen Alpenrand nur noch um die Wahl des Anschlusses an den einen oder andern der erfolgreichsten Feudalherren, der neu aufkommenden *Landesfürsten* zu handeln schien. Unter diesem Druck entstand die Schweiz als eine Verbündung der kleineren Verbände: der Bauern des Gebirgs, der Städte, der Bischöfe und Äbte, aber auch vielfach des kleinen Landadels.

Wir markten aber nicht an der *Priorität der Urkantone* und streifen sogleich die viel diskutierte Frage nach der Erklärung für diesen seltsamsten Ausnahmefall der mittelalterlichen Staatengeschichte: wieso ist es gerade und einzig den Bauern von Uri, Schwyz und Unterwalden gelungen, sich der Umarmung des neuen Fürstenstaates zu entziehen und unter dem Losungswort der Reichsunmittelbarkeit ein schönes Stück alter germanischer Volksfreiheit in dem neuen politischen Gebilde der Eidgenossenschaft wieder aufleben zu lassen?

Darauf hat vor zehn Jahren der Historiker *Alois Schulte* in seiner „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Italien und Westdeutschland" eine überraschende und ganz speziell auch geographisch interessante Antwort gegeben.

Nicht in dem bloßen Freiheittrotze abgeschlossener und ungebildeter Hirten, so belehrt uns Schulte, sondern in dem weltklugen Unternehmungsgeiste der Anwohner einer neuentdeckten internationalen Handelsstraße lag die treibende Kraft zu politischer Gestaltung umschlossen. In mühsamen Archivstudien ging Schulte den Wandlungen des im Hochmittelalter zu hoher Blüte gelangten Levante-Italien-Westdeutschland-Handels nach und wies für unser Gebiet zwei Bündel von älteren Alpenstrassen nach, ein westliches um den Großen St. Bernhard und ein östliches um Septimer und Julier gruppiertes. Auf die übrigens schon früher bekannte Tatsache nun, dass der natürliche Hauptweg zwischen Italien und dem rheinischen Deutschland, der zentrale Weg über den St. Gotthard, erst beim Beginne des dreizehnten Jahrhunderts und wie mit einem Schlage durch die Erbauung der Stiebenden Brücke in der Schöllenenschlucht als ein konkurrenzfähiger Verkehrsweg erschlossen wurde, legte er das Gewicht einer politisch-geographischen Umwälzung ersten Ranges und wies schlagend nach, dass an dem Ringen um die neuen Vorteile, welche der Gotthardverkehr mit sich brachte, die Urschweiz nicht bloß lebhaft beteiligt war, sondern sich geradezu um seinetwillen so früh und so einzigdastehend politisch organisiert hat. Drüben, vom Großen St. Bernhard bis zum Mont Cenis waren es die Grafen von Maurienne, die den Paßstaat des Herzogtums Savoyen begründeten, der später, von der Republik Wallis zurückgedämmt, auf piemontesischem Boden südwärts fortwuchs. Im Bereiche des rätischen Passlandes behauptete sich vorerst eine um den reichsfreien Bischof von Chur geschaarte alemannisch-romanische Dynastengruppe. Aber um die Zugänge zum St. Gotthard rangen das Haus Habsburg einerseits und die Schweizer von Uri bis nach Luzern und Zürich hinunter anderseits in hundertjährigem, zähem, zuerst diplomatischem, dann kriegerischem Kampfe. Indem aber die Urkantone obsiegten, entstand die Eidgenossenschaft als *Passstaat am St. Gotthard,* dem sich wieder hundert Jahre später die flankierenden Paßstaaten Wallis und Graubünden angliederten,

während Habsburg-Österreich mit der Gewinnung der weiten Ostalpen der dritte der Staaten wurde, die sich rittlings auf je ein Bündel der beherrschenden Alpenpässe hinsetzten. Diese Auffassung hat gleich nach ihrer Bekanntgabe hier lebhafte Zustimmung dort heftige Ablehnung gefunden. Sichergestellt sind eine Unmenge von urkundlichen Nachweisen, die sich im Sinne Schultes deuten lassen.

Geographischerseits ist, soviel ich übersehe, die neue Auffassung gern gehört worden. Sie reiht sich zum Beispiel ohne weiteres an Gedanken an, die schon Jahre vor Schulte *Friedrich Ratzel* in einer schönen Arbeit über den generellen Verlauf der Geschichte im Alpengebirge geäußert hatte[1]). Eine durch das Aufkommen eines großen Verkehrsweges erweckte tiefgreifende Interessengemeinschaft scheint auf den ersten Blick den Ausnahmefall eines Staates zu erklären, den weder Stammes- und Sprachgemeinsamkeit, noch fürstliche Macht und Politik ins Leben rief.

Dennoch möchten wir uns lieber denjenigen schweizerischen Geschichtsforschern anschliessen, die an der Schulte'schen Formulierung: „Die Schweiz, der Paßstaat des St. Gotthard" die allzu scharfe Zuspitzung auf den *einen* Gedanken hin getadelt haben. Das Beharren auf der Reichsunmittelbarkeit und die leidenschaftliche Abwehr jeden fremden Einmischens lagen tiefer begründet, als in dem an sich begreiflichen Wunsche, sich die Zölle und Speditionsgelder der neu aufblühenden Säumer- und Sustenposten nicht schmälern zu lassen. Noch lernen wir, glaube ich, aus unserer Historiker, aus Wilhelm Oechslis und Johannes Dierauers Darstellungen das wahrheitsgetreueste Bild von den Kräften kennen, die sich in der Wiege unserer Freiheit regten und sind nicht genötigt, an der Verkörperung des Heldenzeitalters, an der Gestalt Wilhelm Tells, die Attribute zu ändern, aus dem Schützen einen Säumer und Ruttner zu machen. Dafür spricht auch wieder und mag uns weiter leiten eine geographische Erwägung.

Nicht umsonst heißen die Urkantone auch die *Waldstätte.* Sie sind ein Glied in der Kette waldbedeckter Landschaften der niederschlagsreichen und sommerfrischen Nordalpen und zahl-

[1]) Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Bd. XXVII, 1896. — Auch „Kleine Schriften", Bd. II.

reiche geschichtliche Dokumente — die Schilderungen der Klostergründungen vorab, vom „finsteren Wald" der Meinradszelle und Waldstatt Einsiedeln, vom Reichsforst Iseltwald und vom Urwald von Guggisberg usf. — lassen uns in den heutigen schönen Buchen- und Tannenforsten nur noch Überreste erkennen, die dem Drängen des Menschen nach Feld-, und mehr noch nach Weideland entgangen sind. Dem schon zur Römerzeit weithin gerodeten Mittellande gegenüber erschienen zum mindesten noch in der Karolinger- und Ottonenzeit die Nordalpentäler als eine große Waldwildnis und Landreserve, geeignet zu einer stillen aber in ihren Wirkungen folgereichen *Grenz- und Wildbodenkolonisation,* zu einem allmählichen Übersiedeln unternehmender Elemente der Vorlandbevölkerung in die inneren Täler des Gebirgs, die äusserst schwach bewohnt waren. Es spricht nun aber nichts dafür und alles dagegen, dass diese Bewegung etwa ähnlich wie die deutsche Kolonisation des österreichischen und des preussischen Ostens, als eine Unternehmung des Reiches und des hohen Adels erfolgt sei. Gerade, dass die Geschichte nichts Positives überliefert, ist ein Beweis mehr dafür, dass es sich um ein schrittweises Vor- und Einrücken des eigenen Impulsen gehorchenden Volkes handelte. Nur die Kirche hat sich mit ihren Klostergründungen angeschlossen. Wo aber die fertigen kleinen Kolonien des Alemannenvolkes später ins Licht der Geschichte treten, mischen sich in ihrem Bilde seltsam altertümliche und der Zeit voran eilende Züge. Einerseits tritt uns, wie in Uri und Schwyz die altgermanische Hundertschaft und Markgenossenschaft als Zeugnis einer langen konservierenden Abgeschlossenheit entgegen, anderseits ist in der naturwüchsigen Interessengemeinschaft des Alpentals der demokratische Sinn erwacht, finden wir zur Abwehr fremder Gewalt Adelige, Freie und Eigenleute in *einer* Gemeinde, der Tal- und späteren Landsgemeinde vereinigt.

Noch auf einen weiteren Zusammenhang zwischen alpiner Landschaft und lokaler politischer Organisation des Mittelalters ist hier hinzuweisen. Wo die großen Täler ins Innerste des Gebirgs eindringen, steigt ihre Sole jeweilen an einer oder mehreren Stellen über einen felsigen Querriegel weg, den der Fluss in wilder Schlucht durchsägt, zu einem höheren rauheren Talabschnitt. So trennt, um nur ein Beispiel anzuführen, der granitene Bätzberg

mit der Schöllenenschlucht den Talabschnitt von Wassen-Göschenen von dem kahlen Urserental. Im Bereich der älteren romanischen Alpenbevölkerung nun blieben diese oberen Abschnitte spärlich bevölkert, erst die Pioniere der alemannischen Kolonisation rückten auch hier zu freiem Dasein auf harter Scholle ein. Gerade diese oberen Talabschnitte aber, wie Hasle, Goms, Urseren und die erst um 1200, und später noch, von Oberwallis her allmählich besiedelten höchsten Täler Graubündens, die „Walser"-Ansiedlungen von Rheinwald, Avers, Safien, Davos, St. Antönien usw. haben alle, wie uns in den letzten Jahren besonders *Robert Hoppeler* belehrte, keine landgräfliche Gewalt, sondern nur die Reichsvogtei oder eine milde klösterliche Grundherrschaft über sich gehabt und alle wacker mitgebaut an dem charakteristischen Gebäude des *alpinen Lokalstaates* der demokratischen, sich selbst Polizei und Gericht einsetzenden Talgemeinde.

Wie nun aber der Boden es begünstigte, dass in diese Mosaik von Talstäätchen der erst eigentlich schöpferische Gedanke der *Verbündung* getragen wurde, das wird noch heute jedem klar, der hier im tiefern Teil die *Talvereinigungen*, dort im höhern die Verknüpfung durch die *Pässe* betrachtet und dabei an die nicht erloschenen Stammesbeziehungen und an die Gemeinsamkeit der Gefahr von außen her denkt. Ohne weiteres darf behauptet werden, dass die Talvereinigungen an Bedeutung für den politischen Zusammenschluss den Pässen weit vorgingen. Das Leben und Verkehren fand im tiefsten Teile des reich verzweigten Talsystems, im unteren Haupttalabschnitt, dem Gesetz der Schwere und der Richtung des geringsten Widerstandes folgend, wie das Bergwasser, den Ruhepunkt und festen Halt. Dort wo sich die blühendste Einzelsiedlung in milden, offeneren Geländen, meist überragt von burgbewehrten Hügeln, ausbreitete, dort erwuchs der Hauptort mit dem durch das Herkommen geweihten Versammlungsplatz der Mark- und Talgenossen; während über die oberen Verbindungen, die Pässe weg, mehr nur gelegentliche Beziehungen aufkamen, lange noch, wie am Klausen oder am Sanetsch, sagenberühmter Streit um Weide und Grenze tobte, nur die weitausschauenden Adelsfamilien Heirats- und Grundbesitzverbindungen knüpften, endlich allmählich lose und noch oft gebrochene Übereinkünfte geschlossen wurden. Lange Zeit und Erfahrung brauchte es freilich auch, bis

so großräumige Systeme von talauswärts zusammenlaufenden Landschaften, wie die Rheintäler Graubündens und das einheitlichste, aber auch größte von allen, das Wallis, politisch geeinigt waren, während dagegen kleinere und abgeschlossenere, wie Glarus und das das Aaretal oberhalb des Brienzersees umfassende Reichsland Hasli gleich fertig aus dem Dunkel der geschichtslosen Vorzeit heraustreten.

Zu den vielen nur aus der eiszeitlichen Talbildung erklärlichen Eigentümlichkeiten des alpinen Formenschatzes gehören, wie jene Riegel und beckenförmigen Abschnitte, so auch die gewaltigen Übertiefungen, welche die unteren Haupttäler nahe ihrem Austritt ins Vorland in besonderem Maße erlitten haben. Wohl sind die breiten tiefen Tröge im Felsgrund, welche die Riesen-Eisströme einst hinterlassen haben, längst mit dem Schutt der Flüsse, Gletscher und Rutschungen angefüllt; doch nicht ganz überall: *Seen* sind es, unsere sogenannten Alpenrandseen, die noch da und dort die Talgründe und gerade auch die Talvereinigungen mit ihren tiefen, stillen, durch das Niedersinken des Flussgeschiebes rasch geklärten Fluten bedecken. Und einer dieser Seen breitet sich über eine besonders reich entwickelte Talvereinigung aus, greift wie mit Fuß und Arm in sechs oder sieben zusammenlaufende Hohlräume hinein und stellt so zwischen einer sonst zersplitterten Mosaik von Landschaften die verbindende Fläche her: der *Vierwaldstättersee.* Ist es Zufall oder ein uns nur unvollkommen zugänglicher Kausalzusammenhang, dass gerade über einen solchen aus- und einladenden See hinweg die Männer der Einzelstäätchen zuerst zum Schwur ewiger Bundestreue fuhren, läuterte die Natur selbst mit ihren Bildern heller Seeschönheit die noch dumpfen Regungen der Seele des Waldvolkes, oder waren es wirklich die Warenschiffe des St. Gotthardverkehrs, die den ersten Gruß der größeren Welt herbeitrugen und die man gewiss nicht ohne politische Hintergedanken in immer größerer Zahl von Stad zu Stad, von Sust zu Sust dahingleiten sah? Wir wissen es nicht, möchten aber, uns im Geiste auf das Rütli versetzend, jede weitere Frage aufgeben und uns gläubig in das Geheimnis jener Landschaft versenken. Soviel hoffen wir indes gezeigt zu haben: Das Ereignis des Bundes von 1291 war durch eine ganze Reihe von Faktoren des Bodenbaues und der Bodenausstattung mitbedingt. Ihm ging

voran ein durch die Jahrhunderte hindurch vorbereiteter natürlicher Anpassungsbund zwischen dem Siedler und Kolonisten und seiner Heimat in den Bergwäldern und Alpenweiden. Ausgelöst aber ward der höhere, der bewusste politische Bund durch den Druck von außen, den der neu aufkommende Gotthardverkehr wie ein schweres Gewitter heraufbeschwört haben mag.

* * *

Ist das nun so, dann verwundert uns auch nicht so sehr die Zähigkeit, mit der sich das Grundwesen des eidgenössischen Staates im Bereiche seiner Entstehung so lange erhalten hat. Denn es liegt ja im Wesen der von der Natur der Heimat ausgehenden Wirkungen auf den Menschen, dass sie sich bei einigermaßen ungestörter Entwicklung immer noch vertiefen und bereichern, dass sie endlich eine festgefügte Volksphysiognomie, eine Staatspersönlichkeit gestalten helfen.

Wer in der neueren Geschichte der Alpenkantone blättert, oder heute noch auf seinen Wanderungen aufmerksam die Formen des Bodens mit denen des Menschenlebens vergleicht, wer wollte nicht erkennen, dass hier bis in die Gegenwart hinein das *lokale demokratische Selbstregiment* und als einziges Mittel der Unterordnung unter ein Größeres, *die Föderation,* die Grundpfeiler des politischen Baues geblieben sind? Flüchtig nur gedenken wir jener extremen Äußerungen eines geradezu triebhaften Partikularismus, die sich einzustellen pflegten, wenn an ihn unvermutet von außen her gerührt wurde, jener alpinen Guerilla von 1798 und 99 vor allem, da die Völklein von der Morge bei Sitten bis nach Rotenturm, vom Rotzloch bis Disentis und Prätigau nutzlos um ihre lokale Freiheit bluteten und auf einmal lernen mussten, dass die Zeiten von Morgarten und Näfels endgültig verflossen waren, wo man noch die „Unabhängigkeit an den Engpässen jedes Tales verteidigen“ konnte. Oder wir greifen aus der Blütenlese von regionalistischen Kuriositäten, die uns *Wilhelm Oechslis* „Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert“ vermittelt, den bündnerischen Kalenderstreit von 1811 heraus, der die Mehrzahl der evangelischen Gemeinden wegen der Zwangseinfuhr des längst nicht mehr neuen gregorianischen Kalenders zur Insurrektion entflammte, ein Vorgang, der so recht deutlich zeigt, wie mit dem Lokalregi-

ment der starre Konservatismus verbunden zu sein pflegt. Heute noch, da zwar die Alpentäler, infolge der Konzentrierung des Verkehrs auf wenige rasch durchlaufene Linien, schon viel von ihrer politischen Machtstellung und damit auch von ihrer trotzigen Eigenart eingebüßt haben, heute noch sehen wir sie fast durchwegs in eidgenössischen Dingen eine ausgesprochene skeptische Haltung einnehmen, sehen wir aber auch Kantone wie Wallis und Graubünden mit den weitgehenden Autonomie-Ansprüchen ihrer bodenständigen Unterglieder, der alten Zehnten dort, der ehemaligen Hochgerichte oder Kreise hier, überall aber der Gemeinden in oft leidenschaftlicher Auseinandersetzung begriffen. Das sind aber auch keineswegs Bezirke und Gemeinden, die, wie hier draußen im Flachland, dann und wann von neuem und künstlich zurechtgeschnitten worden wären, sondern sie liegen als kleinere Heimaten so festgewurzelt im Boden des Hochgebirgs, wie ein natürlich begrenzter Staat. Denn sind es zwar meist doch erst die Bezirke oder jene bündnerischen Kreise, die gleich ein ganzes Tal oder einen jener Talabschnitte bis zu den Gräten hinauf einnehmen, sind die Fälle von Nendaz, Binn, Medels, Safien und Samnaun vereinzelt, wo ein Tal von beiläufig hundert Quadratkilometern *eine* einzige politische Gemeinde ausmacht, so lehrt doch jede vergleichende Betrachtung der Gemarkungen, die sich meist als Querstreifen vom schmalen Anteil am Talgrunde durch Wald- und Bergwiese zu den breiteren Alpweiden hinaufziehen und in der Regel durch Wildbach- oder Lawinenschluchten begrenzt sind, dass die Gemeinde auf der Scholle Kulturboden ebenso einheitlich wurzelt, wie der Bezirk oder Kleinkanton in der Talschaft, wie der Großkanton im Talsystem; dass das Interesse an der Alpallmend und am Lawinenschutz für die Ortschaft dasselbe einigende Band bedeutet, wie die Talstraße und der gefährliche Talfluss für Bezirk und Kanton, wie das ganze Bündel oder Netz von Straßen für ein Wallis, für ein Graubünden. Jedes dieser Interessen ist lokal bedingt, die Außenwelt hat keinen oder im Vergleich zum Ansäßigen geringen Anteil daran.

Doch genug für diesmal von der Alpenschweiz. Sehen wir noch wie die *Vorlandschweiz* durch ihre geographische Gestaltung die Grundlage der schweizerischen Geschichte und Politik zwar

bedeutsam erweiterte und um neue Züge bereicherte, jedoch keineswegs wesentlich umgestaltete.

Nachdem sich einst die alemannisch-burgundische Sprachgrenze quer durch dies von Natur einheitliche Land zwischen den Alpen und dem Jura, dem Genfer- und dem Bodensee gelegt hatte, mussten immerhin starke politische Kräfte entfaltet werden, um die sprachkulturelle Zweiheit zu überwinden. Es war der selbe Gedanke der Volksfreiheit, wie in den Alpen, ganz besonders das selbe Bestreben der unabhängigen Wahrnehmung der Verkehrsinteressen, das nicht nur den Anschluss an die Alpenschweiz, sondern endlich die politische Wiedervereinigung des alten Helvetierbodens bewirkte. Jedoch nicht ohne tiefgehende Abänderungen zu erleiden. Das offene Land, aus dem sich zunächst nur einzelne getrennte Kerne eidgenössischer Gesinnung und Verbündung heraushoben, konnte nicht durch Streifzüge, Volksaufstände und Passkämpfe gewonnen und verteidigt werden; hier bedurfte es größerer politischer wie militärischer Kraftentfaltung. *Städte* mit ritterlicher Leitung wie Bern, mit früh aufblühendem Handels- und Industriereichtum wie Zürich, mussten hier hinter ihren Mauern sowohl als in offener Feldschlacht den Aufgeboten von Fürsten, ja Kaisern Trotz bieten, sollte hier, zwar nicht an bloßem Raum, so doch an Volkszahl und damit an materiellen wie geistigen Mitteln die *Größerschweiz* entstehen, die alsdann durch ihre Aktivität ebensoviel und mehr für den *Fortbestand* des Staates leisten konnte, wie die Alpenschweiz durch den passiven Rückhalt an der großen Naturfestung.

Vielbeklagt wird von den Betrachtern unserer Geschichte die Trübung, ja allmähliche Zersetzung, die der demokratische Gedanke in der Zeit der Bildung dieser Größerschweiz erlitt. Politisch-geographisch geschult an den Vergleichs-Tatsachen neuerer Staatenbildung, an den Beispielen von Größer-Brandenburg-Preußen, Größer-England-Britannien, der Nord-, Süd- und Weststaaten der Union usf., begreifen wir auch von unserem Staate, dass er, um das Nötigste, Land und Volk, zu gewinnen, vieles von der Reinheit und Einheitlichkeit seiner ersten Ursprünge opfern musste, dass Zürich, Luzern, ganz besonders Bern, aber auch Freiburg und Solothurn Landgebiete geringen Rechts, dass endlich alle alten Orte eroberte Landschaften als Untertanenländer angliedern

mussten, um all die wach gewordenen kriegerisch-politischen Instinkte zu befriedigen, die *aristokratischen* nicht zum mindesten, die den Weg von Bern und Zürich leicht in die einfacheren Städte und in die Länder fanden.

Sowieso hatte der Volksstaat-Gedanke, wie eine Welle, die von der Erregungsstelle aus immer schwächere Kreise wirft, nur eine beschränkte Ausstrahlungskraft. Noch können wir verfolgen, wie er in ungebrochener Stärke von Schwyz und Glarus aus Appenzell und Toggenburg, von Unterwalden her die obere Willisauergrafschaft, das halbalpine Entlebuch, etwa noch Emmental und im Jura das Erguel und Val de Ruz ergriff, aber weiterhin, wie er im Waadtland oder Aargau und Thurgau nur noch schwächere Ringe zog, um draußen in Savoyen, Franche Comté, Sundgau, Schwarzwald und Allgäu beinahe zu erlöschen, sich mit landständischen Privilegien des Fürstenstaates zufrieden zu geben. Damit war aber auch die Expansionsmöglichkeit der Schweiz von vornherein eine beschränkte und wir dürfen nicht allzu einseitig an die Uneinigkeit und mangelnde Einsicht der Vorfahren denken, wenn wir uns in den *Landesgrenzen* beengt fühlen; müssen vielmehr die ungeheuren Anstrengungen und Opfer verehren, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert für all das aufgebracht wurden, was damals und seither nie mehr in ähnlicher Weise an Schweizerboden und Schweizergrenzen gewonnen wurde. Denn niemand konnte damals mit Zukunftsentwicklungen von Jahrhunderten rechnen, auf die *wir* jetzt zurückblicken, niemand konnte es wissen, dass eines Tages in den peripherischen Landschaften von Thurgau bis Aargau, von Basel bis Waadtland der eidgenössische Sinn freudiger aufwachen sollte als selbst in manchem altehrwürdigen Länder- oder Städtekanton.

Warum sich aber nicht schon damals eine straffere *Staatseinheit* herausbildete, oder warum nicht, da doch nur Gewalt den föderalistischen Grundgedanken zurückzudrängen vermocht hätte, doch wenigstens *einer* der Einzelstaaten die Führung an sich reißen und dem Partikularismus, der in den Mauern der Städte nicht minder blühte als in den Gebirgsbecken, einen Damm setzen konnte? Das hätte geschehen können, wenn es der Boden begünstigt hätte, wie in so vielen offenen Ländern. Aber eben dies

war auch hier, im flacheren Mittellande, *nicht* in hinreichendem Maße der Fall.

Denn weder *Zürich,* das seine ausgezeichnete Verkehrslage nutzbar machen, noch *Bern,* das im offensten und zugleich am besten ringsumgrenzten Westen des Mittellandes seinen weiträumigen Staat von Brugg bis nach Nyon errichten konnte, haben jemals eine dauernde Vormacht besessen, sondern sich beständig eifersüchtig in Schach gehalten. Das *Mittelland als Ganzes* ist schmal und wie durchgittert von den Tälern und Höhengruppen, die querüber von den Alpen zum Jura verlaufen. Es gliedert sich in *Querabschnitte, deren jeder auf ein zugehöriges alpines oder jurassisches Verkehrsinteressengebiet* hingewiesen ist, wie Genf auf Savoyen und Gex, Waadt auf Wallis und Pontarlier, Bern auf sein früh erworbenes Oberland, auf Neuenburg und den Birsjura, Luzern auf den St. Gotthard, Basel und St. Gallen auf Graubünden und Oberschwaben. Nur Zürich, und das ist ja eben seine beherrschende Verkehrslage, zieht seine nordsüdliche Interessenzone von Anfang an weiter, es wird gleicherweise vom Verkehr nach Graubünden wie nach dem St. Gotthard, von Basel wie vom Donau- und Neckargebiet her als Umschlags- und Sammelstelle benutzt.

Dürfen wir es bei solchem Stand der Dinge zu sehr bemängeln, dass auch die Städte des Vorlandes in den Zeiten der Expansion, der inneren und äußeren Bündnisse, des konfessionellen Haders, uneins waren selbst in den uns jetzt einfach als vaterländisch und daher undiskutierbar vorkommenden größten Fragen? Haben wir, die wir seit 1798 und nochmals seit 1847 genau wissen, was auf dem Spiele steht, ein Recht zu absprechender Kritik etwa an der Politik der Burgunderkriegsepisode, als Bern mehr nach dem Waadtland, Genf und Zürich mehr nach Lothringen hin schauten, wenn auch wir noch an dem selben durch die geographische Gestaltung genährten Antagonismus der Regionen laborieren, wenn heute wieder so heiß wie je der Interessenkampf auflodert, diesmal um Eisenbahnentwürfe, um Subventionen und Verkehrszuteilungen, um internationale Bahnverträge und um Schiffahrtsbestrebungen? Wenn die Namen von Gebirgsdurchstichen, in Genf Faucille, in Lausanne Simplon und Mont d'Or, in Bern Lötschberg und Münster-Lengnau, in Zürich Randen und Greina, in

St. Gallen und Graubünden Splügen als politisches Feldgeschrei erschallen und kaum etwa Basel in der Überlegenheit seiner Brennpunktlage für Schienen und Wasserwege eine ruhigere Haltung bewahrt? Wenn endlich, bei solchem Wirbel von verkehrspolitischen Aufgaben, grundwichtige Fragen wie die Rechtsstellung der Gotthardbahn, wie wir uns wohl eingestehen müssen, nicht mehr ganz befriedigend gelöst werden können?

Wahrlich auch hier unten im Lande, wo Aare und Rhein am Fuß und am Ostende des Jura alle Flüsse und Bäche sammeln, wo *ein* milderes Klima, meist auch *ein* gutes oder schlechtes Wetter alle Täler und Höhen beherrscht, haben es dennoch der Boden und die ihm folgende Verkehrsgestaltung unserer endlich wieder geeinten Nation nicht leicht gemacht, aus engen partikularistischen Kreisen hinauszuschauen, den Bundsstaat nicht nur der Form nach zu besitzen, sondern auch im Wesen zu betätigen. Wohl liegt in der fruchtbaren *Mulde des Mittellandes* zugleich das *kostbare Gefäß des großen Verkehrs von Nordost nach Südwest*, von Romanshorn bis Genf vor, wohl ist hier deutlich die Kulturaufgabe gestellt, das Verkehrsnetz soweit zu entfalten, *dass die Wahl des Übergangs über die Alpen immer freier erfolgen kann;* jedoch langgestreckt und quergeteilt, wie wir sie fanden, nährt auch sie immer von neuem den Streit der Abschnitte um wirkliche oder erhoffte Vorteile.

Kommen wir zum Schlusse: Umsonst sind wir von den Alpen zum Vorland herabgestiegen, umsonst würden wir auch diese Umschau nach verschiedenen, der Kürze halber unerwähnt gelassenen Richtungen ergänzen, wir blieben in einem Bannkreis von Erdboden, der die Kulturbewegung des Volkes eher verlangsamt als befördert, wir haben hier wie dort, wenn auch in erheblich abgeschwächtem Maße, von der scharf betonten natürlichen Tendenz des Auseinanderstrebens örtlicher Gruppen zu berichten gehabt. Wenn es doch der Erdboden als die Nährmutter aller guten Dinge sein muss, so ist es eher als unser eigener der Boden unserer Nachbarländer, der es indirekt möglich gemacht hat, dass unser Land mit an der Spitze der europäischen Staaten marschiert. *Es ist mit anderen Worten die Lage der Schweiz, welche das retardierende Moment ausgleicht, das in der Heimatscholle wirksam ist.* Von den uralten Strömungen und Beziehungen des Verkehrs,

von der direkten und nie aussetzenden Berührung mit den Gedanken und Gaben des halben Europa her hat die Schweiz ihre frühreife und auf die Dauer doch im ganzen glückliche Verbindung von althergebrachter naturwüchsiger Eigenart und Einfachheit mit den zweckdienlichsten, fortgeschrittensten Errungenschaften.

Die Umwelt gibt aber ihre Anregungen wahllos und unerlesen her, von draußen kommt Gutes und Schlechtes. Die öffentliche Meinung Europas mag die „kleine Schweiz" bisweilen geradezu verhätscheln, das *politische* Ausland ringsum wird uns immerzu nicht ungern kleiner als wir sind, uneins und schwach sehen. Wir durften den Edelsten des Erdteils Gastfreundschaft bieten, aber auch den Bodensatz von weit herum sahen wir unserem Asyle zustreben. Die modernsten Tendenzen von draußen können mit unseren Rückständigkeiten widernatürliche Allianzen eingehen. Wir selbst müssen wählen, was uns von den Gaben unserer internationalen Lage frommt und was nicht. Unsere Politik muss weit schauen, sie muss, um dies Land an der nicht allein meteorologischen, sondern auch politischen Wetterscheide stark zu erhalten, das Ausland, ja die Welt, kennen und beurteilen. Sie muss ebensosehr den zähen und ureinheimischen Kampf zwischen Konservatismus und Progressismus, und den andern zwischen dem Föderativ- und dem Einheitsstaatgedanken zum Besten leiten. Sie muss Heimatpolitik sein, die nicht außer acht lässt, dass heute kein Staat, am wenigsten der unsre, eine Insel für sich ist, sondern unaufhörlich Förderung wie Bedrohung, Kräftezuwachs wie Kräfteuntergrabung von außen erfährt, unaufhörlich in der ruhigen Fortdauer gefährdet ist. Unsre Nation, die kleinste vielleicht des zwanzigsten Jahrhunderts, die diese von Einheit, Macht und Ruhm erzählende Bezeichnung zu Recht verdient, muss sich im kleinsten Gliede, im Hirtental wie im Fabrikdorf, gesund erhalten. Sie muss eine selbstgewählte Politik des tapferen Widerstandes treiben gegen die Einschränkungen und Gefahren, die in unsrer geographischen Doppel-Grundlage schlummern, in der nicht allein schönen und erhabenen, sondern auch machtvoll einengenden Gebirgsnatur und in der nicht bloß Glück und Größe verheißenden, sondern allezeit unruhvollen und gefahrdrohenden aber auch verführerischen Verkehrsgelegenheit.

Das sind nicht Ermahnungen, sondern Feststellungen, das Fazit einer glücklichen Entwicklungsphase. Das letzte Wort zum zurückgelegten Gedankengang kann kein anderes sein als des Dankes, dass wir nun schon lange auf dem rechten Wege gehen durften und der Hoffnung, dass es so und noch besser weitergehe.

BERN HERMANN WALSER

□□□

POUR LA PETITE ÉPARGNE

Je n'ai point à faire ici l'éloge de l'épargne, ni à raconter la fable du bon La Fontaine. Nous admirons tous la sage prévoyance de la fourmi et déplorons la légèreté de la cigale. Nous sommes tous de bonnes fourmis... en théorie, car pour nous permettre d'être bons praticiens de l'épargne, „ce sont les fonds qui manquent le plus". Je veux plutôt vous représenter combien il est difficile au petit travailleur, à l'ouvrier, au paysan, de réaliser la vertu de prévoyance financière que le bourgeois pratique sans peine et qui n'est pas aussi facile pour tous.

Quand, par hasard, le budget d'un ménage modeste présente un petit excédent, mari et femme décident, après avoir tenu un conseil de famille, de porter ce boni à la Caisse d'épargne.

Cette résolution prise, Madame, après son travail ménager ou d'atelier, revêt ses plus beaux atours, serre religieusement le pécule dans un cabas et se rend à l'établissement financier choisi.

Quelquefois elle y arrive trop tôt ou trop tard, la caisse n'étant pas encore ouverte ou déjà fermée. Alors elle retourne chez elle. Mais elle reviendra le lendemain peut-être.

Peu de temps après, un surcroît de dépenses imprévues nécessite un nouveau conseil de famille. Nouvel ajustement de Madame. Nouvelle démarche à la Caisse où elle réclame avec un peu de gêne tout ou partie de son dépôt . . .

La prochaine fois, quand la situation du budget sera de nouveau florissante, le couple hésitera à reprendre la même voie. Il préfèrera garder la petite somme qui s'engloutira bientôt dans les dépenses courantes.